

Emma Smith  
*Der Ruf der Ferne*  
*Roman*

Aus dem Englischen von  
Theda Krohm-Linke

Mit einem neuen Vorwort  
der Autorin und  
einem Nachwort von  
Susan Hill

Droemer

Originaltitel: The Far Cry  
Originalverlag: Persephone Books Ltd, London

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie sind  
PE-Folien und biologisch abbaubar.  
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



First published 1949 by MacGibbon & Kee  
Copyright © 2002 Emma Smith  
Vorwort © 2002 Emma Smith  
Nachwort © 1978 Susan Hill  
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei  
Droemer Verlag.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Redaktion: Maria Hochsieder  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Gettyimages / Glen Allison;  
plainpicture / Erickson  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-19800-1

*Für Ralph Keene*



## Vorwort

Der Zweite Weltkrieg lag in den letzten Zügen, als ich meine Arbeit als Kanalschifferin auf dem Grand Union Canal aufgab, um zu Greenpark Productions zu gehen, einer kleinen Dokumentarfilmfirma, die Ralph Keene gehörte. Solange ich denken konnte, hatte ich schreiben wollen, und deshalb bewarb ich mich darum, bei Greenpark zur Drehbuchautorin ausgebildet zu werden. Außerdem sehnte ich mich danach, ins Ausland zu reisen. Der Krieg war endlich fast vorbei. Ich war einundzwanzig Jahre alt, war nie in einem fremden Land gewesen und wusste, da ich kaum Schulunterricht gehabt hatte, praktisch nichts von der Welt. Meine Unwissenheit war mir unerträglich. Ich wollte *alles* lernen; oder zumindest so viel wie möglich, und je schneller, desto besser. Bisher hatte ich die Welt vom Deck eines mit Diesel betriebenen Kanalboots aus gesehen, das während des Kriegs auf der Wasserstraße zwischen London, Birmingham und Coventry entlanggetuckert war. Eine schrecklich eingeschränkte Perspektive, wie mir schien. Und so hatte ich unglaubliches Glück – das fand ich damals und finde es noch heute –, als ich mich im Frühling 1945 einem Team von Dokumentarfilmern anschließen konnte, das achtzehn Monate später vom Tea Board, der Teekommission des Handelsministeriums, beauftragt wurde, zwei Filmberichte über eine Teeplantage im fernen Assam zu drehen. Eines dunklen, regnerischen Tages im September 1946

gingen fünf von uns an Bord der *Andes* und verließen unter den Klängen von *Indian Summer* den Hafen von Southampton. Die *Andes* war gerade erst von einem Truppentransporter in einen Vergnügungsdampfer umgewandelt worden, und da sie vom Bug bis zum Heck mit frischer weißer Farbe gestrichen worden war, war sie allein deshalb ein Fest für unsere Augen, die an die Verdunkelung und den alles beherrschenden Schmutz und die Schäbigkeit der Kriegszeit gewöhnt waren.

Unsere Mannschaft bestand aus Regisseur Ralph (alias Bunny) Keene; Kameramann George Still und seinem Assistenten Teddy Faber; Laurie Lee, der damals vor allem als Dichter bekannt war, und mir. Laurie sollte unser Drehbuch schreiben. Für diese begehrte Position war ich leider in keiner Weise qualifiziert, egal wie sehr ich danach strebte. Ich trug stattdessen die Bezeichnung Regieassistentin, ein schmeichelhafter, aber trügerischer Titel, da er in Wirklichkeit »Mädchen für alles« bedeutete. Ich sollte das Auf- und Abladen der Ausrüstung überwachen, war Scriptgirl, sollte die Tagesberichte tippen und verschicken und musste dafür sorgen, dass die Herren ausreichend mit Zigaretten und Zahnpasta versorgt waren. Diese offiziellen Pflichten würden beginnen, sobald wir Bombay erreicht hatten, aber bis dahin lagen drei ungetrübte Ferienwochen auf See vor mir, gekrönt von weißem Brot statt des rein funktionellen Graubrotts der Kriegszeit und dem zuvor unerreichbaren Luxus von frisch gepresstem Orangensaft. Jeden freien Augenblick – also die Zeit, die ich nicht mit Essen, Baden, Tanzen oder der Teilnahme an Deckspielen verbrachte – widmete ich detaillierten Tagebuchaufzeichnungen über dieses Aschenputtel-Märchen.

Wir hatten jedoch kaum in Indien angelegt, als nur zu deutlich wurde, dass schon eine meiner ersten Aufgaben außerhalb meiner Möglichkeiten lag. Es gab Gerüchte, dass die englische Kolonialmacht sich aus dem Land zurückziehen wollte, und die Lage auf dem Subkontinent war heikel. Es galt weder als sicher noch als statthaft für eine unerfahrene junge Frau wie mich, sich unbegleitet in Bombays brodelnder Hafengegend aufzuhalten. Demzufolge lagen die Gepäcküberwachung und die Verhandlungen mit dem Zoll auf einmal auf den Schultern von George und Teddy, die sich dafür rächten, indem sie mich den Rest der Reise als ihr persönliches Botenmädchen ausnutzten. Allerdings wurde mein verletzter Stolz mehr als entschädigt, weil ich die zusätzliche freie Zeit mit meinem Tagebuch verbringen konnte.

Wenn ich heute als alte Frau auf die junge Person zurückblicke, die ich 1946 war, wird mir klar, dass die Unwissenheit, die ich damals so beklagte, in Wirklichkeit ein Segen war. Ich ging die Gangway hinunter, und Indien brach mit der Macht einer Explosion über mich herein. Darauf war ich überhaupt nicht vorbereitet. Die Menge der exotischen Fremden, der ohrenbetäubende Lärm, die strahlenden Farben und die schweren Gerüche überwältigten mich. Wäre ich weltgewandter und nicht so überrascht gewesen, wäre der Eindruck weniger groß und die Ausbeute meines Tagebuchs kleiner gewesen. Aber von da an war jeder einzelne Augenblick eine aufregende Entdeckung, die ich festhalten musste. Und weil solche jugendlichen Eindrücke auf keine anderen Erinnerungen zurückgreifen können, mit denen sie sich vergleichen lassen, sind sie einzigartig und strah-

lend wie der Sonnenaufgang an einem wolkenlosen Sommertag. Ich wollte kein Jota dieser erstaunlichen Erfahrung versäumen und vergessen, und so schrieb und schrieb ich alles auf. In meinem Job mochte ich hoffnungslos sein, gnadenlos verspottet von George und Teddy, aber ich wusste, wie man gewissenhaft Tagebuch führt, und das tat ich.

Wir durchquerten die riesigen Weiten des Landes zwischen Bombay und Kalkutta, von der West- zur Ostküste, und reisten mehrere Tage und Nächte, alle fünf zusammengepfercht in einem kleinen, drückend heißen Zugabteil mit vier Betten. Ich war diejenige, die auf dem Fußboden schlafen musste. Und da ich dieser Tatsache keinen Kommentar, noch nicht einmal ein Ausrufezeichen hinzufügte, muss dieses Arrangement wohl meine Zustimmung gefunden haben.

Von Kalkutta aus fuhren wir weiter nach Norden, zu unserem eigentlichen Ziel, mehreren Teeplantagen bei Nazira, einem kleinen Ort mit Blick auf die Naga-Berge, die in der Ferne lockten. Wir waren in einem großen, weiß verputzten bungalowartigen Gebäude untergebracht, das ursprünglich als Krankenhaus hatte dienen sollen. Es hatte keine Türen, und durch die runden Öffnungen, die wie unverglaste Bullaugen unter dem Dachsimis angebracht waren, flogen Vögel ein und aus. Anfangs fanden wir es angenehm luftig, aber mit der Zeit wurde es zunehmend kühl. Wir schlugen dennoch unser Lager hier auf und blieben, mit Ausnahme unseres Drehbuchautors Laurie, bis beide Filme abgedreht waren.

Der erste Film sollte die verschiedenen Phasen der Teeproduktion illustrieren – vom Wachsen der Blätter am



Busch bis hin zur Verpackung in Kisten und ihrer Verschiffung nach Übersee. Der zweite Film diente der Unterhaltung, eine gefühlvolle Darstellung der Brautwerbung und Hochzeitszeremonie zwischen zwei Arbeitern auf einer Teeplantage, Ramdas und Mangri, zwei reizenden Assamesen, die tatsächlich bereits verheiratet waren. Laurie verließ uns, nachdem er genügend Notizen über die Drehorte gemacht hatte, wir anderen aber blieben über Weihnachten in Nazira, bis wir im Januar wieder nach Hause flogen und im Schneesturm eines für englische Verhältnisse ungewöhnlich kalten Winters in Heathrow landeten.

Mein indisches Tagebuch, in dem ich mich über die Schönheit von Libellen und die Vorzüge des Swimmingpools des *Burra Sahib*, des örtlichen Kolonialbeamten, auslasse, offenbart eine schockierende Intoleranz gegenüber der Clubkultur der Plantagenverwalter, die so nett zu uns waren. Sie hielten uns für amüsante, wenn auch unzivilisierte komische Vögel und nahmen uns gastfreundlich auf. Dass ich den Dorfbewohnern und ihren Kindern immer freundlich zuwinkte, wenn wir in unserem Landrover an ihnen vorbeifuhren und ihre *Dhotis* in Staub hüllten, trug mir den Spitznamen »Dschungelkind« ein, was mich mit tiefer Befriedigung erfüllte.

Rückblickend – damals ist es mir nicht in den Sinn gekommen – erscheint es mir äußerst seltsam, dass wir während der Dreharbeiten zu unseren friedlichen kleinen Filmchen nie etwas von dem entsetzlichen – heroischen – Kampf hörten, der gegen die Japaner im burmesischen Dschungel praktisch nebenan ausgetragen worden war, obwohl der Zweite Weltkrieg gerade erst hinter

uns lag. Es war, als wäre es nie geschehen. Vielleicht war der Alptraum – die Gefahr, die Angst, das Entsetzen – einfach noch zu nah. Vielleicht mussten erst ein paar Jahre vergehen, bis man sich aus sicherer Distanz damit beschäftigen konnte. Oder vielleicht lag es auch nur daran, dass wir nicht dabei gewesen waren und deshalb niemand mit uns über das Leid sprechen konnte.

Irgendwann im Sommer 1947 beschloss ich aus einer spontanen Eingebung heraus, mich von Greenpark Productions zu trennen und es allein zu versuchen. Ich ging nach Frankreich, wo ich mich prompt in alles Französische verliebte, allem voran Paris, die Traumstadt jedes angehenden Schriftstellers. Aber leider besaß ich jämmerlich wenig Geld, um meinen Unterhalt in der Traumstadt bestreiten zu können, und bis zum Winter war alles aufgebraucht. Die Kurzgeschichten, die ich veröffentlicht hatte, waren sehr kurz und sehr rar, und meine Lage war besorgniserregend.

Rettung kam in Form von zwei Briefen, einer von meinem Literaturagenten Curtis Brown, der andere von James MacGibbon, der damals bei Putnam Publishing war. In beiden Briefen stand, dass die Zeit möglicherweise reif sei für ein Buch über das Leben auf einem Kanal während des Krieges, ein Thema, das ich bisher nur in den sehr kurzen Kurzgeschichten gestreift hatte. Ermutigt eilte ich zurück nach England, in das Cottage meiner Mutter in Devon, wo ich, bei freier Kost und Logis, in drei Monaten das Manuskript von *Maidens' Trip* fertigstellte. Und meine Förderer hatten recht mit ihrer Voraussage: Die Zeit war tatsächlich reif, und das Buch wurde ein Bestseller.

Finanziell versorgt nahm ich mir, allein mit meiner

Schreibmaschine, ein winziges Zimmer im Hôtel de Tournon in Paris. Das nächste Buch, das ich schreiben wollte, sollte ein *richtiger* Roman sein, aber es sollte trotzdem einen authentischen Hintergrund haben. Glücklicherweise lag das Material, das den authentischen Hintergrund hergeben sollte, gebrauchsfertig bereit, ich musste es nur aus den hektisch gekritzelten, kaum entzifferbaren Seiten meines indischen Tagebuches herausholen. Die eigentliche Geschichte jedoch musste von der Handlung und den Personen getragen werden, die ich erfinden wollte. In meiner Vorstellung waren die Charaktere in *Der Ruf der Ferne* völlig fiktiv, und tatsächlich sind sie, jedenfalls die Hauptfiguren, frei erfunden. Dass Teresa, das Kind im Mittelpunkt der Erzählung, viel von mir selbst hatte, konnte ich damals noch nicht erkennen und hätte es auch heftig abgestritten. Aber wie hätte es anders sein können?

*Der Ruf der Ferne* wurde bei MacGibbon & Kee veröffentlicht, und da ich mich nun in meinem Wunschberuf etabliert hatte, hätte eigentlich ein dritter Bestseller folgen müssen. Stattdessen jedoch heiratete ich. Und sieben Jahre lang, abgesehen von gelegentlichen Artikeln für eine Zeitung oder eine Zeitschrift, die unsere Telefonrechnung bestreiten sollten, stand meine Schreibmaschine unbenutzt im Regal.

Dann geschah das Unerwartete. Auf einmal war ich Witwe und musste zwei kleine Kinder ernähren. Wir drei zogen nach Radnorshire in Wales, wo ich ganz langsam, im Schneckentempo – weil ich nur wenig Energie und Zeit dafür erübrigen konnte –, wieder zu schreiben begann: Kinderbücher und einen Roman für Erwachsene.

Mittlerweile steht meine Schreibmaschine, meine alte Freundin, wieder im Regal. Ich werde sie nicht wieder belästigen. Aber dass *Der Ruf der Ferne* vor dem Vergessen bewahrt und nach so langer Zeit neu aufgelegt wurde, ist mir eine große Freude, und ich hoffe, eine neue Generation von Lesern findet daran Vergnügen.

*Emma Smith*  
*Putney, 2001*

# *Inhalt*

Teil I  
*Abschied*  
17

Teil II  
*Das Schiff*  
53

Teil III  
*Indien*  
129

Teil IV  
*Ruth*  
211

Teil V  
*Teresa*  
335



Teil I  
*Abschied*





**T**eresa Digbys Ohren vibrierten vom Gezwitscher der Vögel, aber da sie die Laute mit den Geräuschen eines frühen Sommermorgens verwechselte, hatte sie es nicht eilig, die Augen aufzuschlagen. Die Chintz-Vorhänge bauschten sich wie im Sommer, und das gefilterte Sonnenlicht warf goldene Flecken an die Wand. Sie lag wach im Bett und träumte vom Schlafen. Das schrille Zwitschern der Spatzen und Sperlinge trieb sie mit den Wellen ihrer erwachenden Sinne auf den glatten, harten Sand ihres Bewusstseins, und vor allem ein Gedanke, ein Wort bohrte sich wie ein spitzer Kieselstein in ihre Haut – Frühstück.

Sie war spät dran! Sie würde nicht rechtzeitig zum Frühstück kommen! Die Vogelschreie klangen jetzt beinahe feindselig. Hastig sprang sie aus dem Bett, schlüpfte in Kleider und Schuhe und band sich die langen Haare mit einem roten Gummiband zusammen. Ihre Finger zitterten, so sehr beeilte sie sich. Stirnrundelnd kaute sie darauf herum, damit sie ruhig wurden. Aber es hörte nicht auf. Teresa stieß das Fenster auf und presste ihre Hände fest auf das Fensterbrett aus Schiefer – Schiefer, der trotz der Sonne kalt war, denn es war gar nicht Sommer, sondern die letzte Septemberwoche –, wobei sie in dem arroganten Tonfall, der immer leicht fällt, wenn man mit sich selbst spricht, sagte: »Nun, es ist mir gleichgültig.«

Sie zitterte am ganzen Leib, ihr Herz schlug heftig und

ohne Grund – ohne guten Grund jedenfalls. Sie wurde rot vor Ärger. Wie albern, aus Angst vor nichts zu zittern. Sie berührte die kleinen Efeublätter, die im Wind leise bebten, dann fasste sie Mut und schlug das Fenster zu. Eilig rannte sie die Treppe hinunter und trat ins Esszimmer.

Tante May saß bereits beim Frühstück. Sie sagte nichts, und auch Teresa schwieg, da sie beschlossen hatte, lieber durch Schmollen in Ungnade zu fallen als durch eine der anderen Verhaltensweisen ihres breiten Repertoires, das sie sich in fast vierzehn Jahren ständigen Zuspätkommens angeeignet hatte. Ihre Tante mochte keine schnippischen Antworten oder vorgetäuschte Verträumtheit, wobei sie ohnehin jedes Benehmen Teresas missbilligte, und Teresa, genau wie die meisten anderen kleinen Mädchen, grundsätzlich nicht leiden konnte. Und so frühstückten sie, während jede darüber nachdachte, was sie von der anderen hielt. Schließlich warf Teresa einen herausfordernden Blick über den Tisch und fragte: »Warum ist er nicht da? Ich dachte, er wollte gestern Abend kommen.«

»Dein Vater«, erwiderte die alte Dame und wischte sich die Lippen an der Serviette ab, um ihre Antwort so lange wie möglich hinauszuzögern, »hat mit mir telefoniert. Er hat seinen Zug verpasst und wird erst heute Morgen eintreffen. Kannst du dir nicht die Haare glätten, bevor du zum Frühstück kommst?«

»Was meinst du mit *glätten*?«

Das war wirklich sehr ungezogen, und Teresa, die oft vor sich selbst erschrak, fügte rasch hinzu: »Aber das habe ich getan. Ich habe sie gekämmt.« Dies war offensichtlich eine Lüge, und Teresas Angst wuchs. Ihr Ge-

sicht wurde schmaler, während Tante Mays immer dicker wurde, ähnlich wie das Spiel von Licht und Schatten vor einem Gewitter. Doch bevor der Sturm über Teresa hereinbrechen konnte, traf ihr Vater ein. Zuerst hörten sie seine Stimme an der Haustür; sie saßen ganz still und warteten. Dann hörten sie, wie er seinen Koffer auf dem polierten Fußboden in der Diele abstellte. Die Tür in Tante Mays Rücken wurde aufgerissen, und Teresa sah ihn kommen.

Unwillkürlich spiegelte sich auf Teresas Gesicht sein Ausdruck wider, was die Ähnlichkeit der beiden noch unterstrich. Nur dass Teresas Miene ernster und ihre Züge noch unbeweglicher waren als die ihres Vaters. Auch hatte ihre Haut diese fast bläuliche Transparenz, die sich ebenso als geistiges wie als körperliches Attribut manifestierte – eine Transparenz, die Mr. Digby schon vor langer Zeit verloren zu haben schien, vorausgesetzt, er hatte sie jemals besessen. Halb beklommen, halb fasziniert wandte sie ihre Augen nicht von ihm ab, wie ein kleines, hilfloses Tier auf freiem Feld, das sich vor einer von oben drohenden Gefahr aus Schnäbeln und Krallen zusammenkauert und dem die Kraft zur Flucht fehlt. Da ihre Augen ungewöhnlich groß waren, hatte ihr Blick etwas Scheues und gleichzeitig Kühnes, Herausforderndes. Mr. Digby warf seinen Regenmantel auf einen Stuhl und seinen Hut auf einen anderen. Er küsste seine Tochter nicht, und es war nicht so, als hätte er es vergessen.

»Teresa«, sagte er laut, »ich möchte mit deiner Tante sprechen – sofort. Es ist äußerst wichtig, eine dringende Angelegenheit, verstehst du? Geh in den Garten, aber bleib in der Nähe. Ich muss gleich auch mit dir reden.«

Teresa ging in den Garten und lief auf dem Rasen hin und her. Sie schlang fröstelnd die Arme um sich, zum einen weil es im September so früh am Morgen noch kühl war, vor allem aber, weil ihr Vater ihr den Schutzschild genommen hatte. Das machte er jedes Mal, wenn sie sich begegneten, und was noch schlimmer war, er merkte es noch nicht einmal. Woher kam es wohl, fragte Teresa sich, dass sie bei ihrer Tante May immer ein ganzes Waffenarsenal zur Verfügung hatte, eine glitzernde Ansammlung von Instrumenten, mit denen sie geschickt umzugehen verstand, während sie bei *ihm* noch nicht einmal über eine Muschel verfügte, in die sie sich verkriechen konnte? Ein Blick von ihm, nur die Andeutung eines Blicks, und sie fühlte sich so hilflos wie ein aufgespießter Käfer auf der Nadel eines Sammlers. Ihre Tante May, sagte sich Teresa nicht zum ersten Mal, erkannte Heuchelei. Sie kannte jede kleinste Stimmungsnuance aus Teresas großem Fundus. Teresa konnte ihre Stimmung wechseln, um May zu verwirren, oder beibehalten, um sie zu ärgern, und so jede Minute des Tages von ihrer fülligen, feindseligen Tante mit einem Etikett versehen werden.

Bei Randall Digby, ihrem Vater, war jedoch alles anders. Er achtete nicht auf Attitüden, und deshalb gab es sie auch nicht. Scheinheiligkeit, von der er ständig redete und unter der er angeblich unaufhörlich litt, würde er nicht einmal erkennen, wenn sie sich direkt neben ihn setzte. Da jedoch, wie er wusste, die Welt übervoll davon war, war er gezwungen, sie in jeder arglosen Handlung und bei den unwahrscheinlichsten Leuten zu entdecken. Er hörte aus jeder Bemerkung Arglist heraus, dabei sehnte er sich danach, Unschuld zu entde-

cken, und litt schrecklich. Und er war leicht zu beeinflussen, ein naiver Mann, dachte Teresa. Sie versetzte einem Rosenbusch, an dem sie vorbeikam, einen Tritt und erschauerte in gespannter Erwartung dessen, was ihr Vater ihr zu sagen hatte. Ja, wirklich, er war ein Narr, sie wusste es genau. Sie hatte ihn beobachtet, seit sie ein Jahr alt war, mit Augen, die mehr sahen als Bewegungen. Aber warum war sie dann so starr vor Angst? Sie schrie, nicht laut, sondern mit der Stimme in der dunklen Tiefe ihres Innersten, die nur sie hören konnte. »Hilfe, Hilfe!«, schrie diese Stimme, aber da sie niemand hörte, nützte es nichts. Warum lagen ihre Nerven so blank, wenn sie nur seine Schritte vernahm oder von seiner Stimme gerufen wurde? Warum lief sie jetzt in Tante Mays Garten auf und ab und debattierte fieberhaft mit sich selbst? Für einen kurzen Augenblick gestattete sie ihren Gedanken abzuschweifen, um daran zu denken, wie sehr sie diesen spießigen Garten verabscheute, mit seiner vorgeblichen Weitläufigkeit, seinen Kieswegen, seinen Rosenbüschen, die so eifrig gestutzt und beschnitten wurden. Sie wünschte, die schweren Blütenköpfe wären geöffnet, gerade so, dass sie an diesem Nachmittag Tante Mays Schere zum Opfer gefallen wären und dass ihr Tritt – erneut trat sie zu – die Blumen ruiniert hätte. Die Blütenblätter wären zu Boden gefallen, und Tante May wäre ihrer prachtvollen Blumen, auf die sie so stolz war, beraubt gewesen. Teresa, das muss klar gesagt werden, war nicht wirklich so von Hass erfüllt, wie man meinen mochte. Ihre Wut hätte sich in Tränen aufgelöst, wenn sie nur jemanden gehabt hätte, den sie lieben konnte; der Turm ihrer Tränen war aus Eis.

Währenddessen sagte May Digby zu ihrem Bruder:  
»Randall, nun sag mir, was dieser Unsinn soll. Aber setz dich erst einmal. Nein, warte, wir gehen in den Salon. Eileen will sicher den Tisch abräumen.«

»Das ist doch egal«, erwiderte ihr Bruder ungeduldig.  
»Ich möchte lieber hierbleiben.«

Er ließ sich schwer auf einen Stuhl sinken. Im Esszimmer zu bleiben, wenn Eileen doch eigentlich das schmutzige Geschirr abräumen und die Toastkrumen abkehren hätte müssen, bedeutete einen Regelverstoß, und da seine Neuigkeiten spektakulär waren, war ihre Offenbarung umso dramatischer, je mehr Regeln dabei verletzt wurden. Miss Digby sah resigniert darüber hinweg und faltete die Hände. Am Tag zuvor hatte er ihr ein Telegramm geschickt, rücksichtslos und heftig, wie er es immer in seinem Leben gewesen war.

»Nimm Teresa sofort von der Schule. Komme heute Abend. Randall.«

Miss Digby war gehorsam in ein Taxi gestiegen, hatte mit der Direktorin gesprochen, etwas von Familienangelegenheiten gemurmelt, und war mit Teresa und einer Tasche mit Nachthemd und Zahnbürste die zehn Kilometer wieder zurückgefahren. Miss Digby hatte das Vorgehen missbilligt, denn sie verabscheute Theatralik, aber ihr Stolz darüber, die Vertraute ihres Bruders zu sein, war stärker. Dann jedoch hatte er den letzten Zug verpasst, hatte ihr noch einmal telegraphiert, hatte sie angerufen, und jetzt saß er hier, sprach in Rätseln, warf bedeutungsvolle Blicke um sich und benahm sich, fand Miss Digby, nicht wie ein Mann von über sechzig Jahren, sondern eher wie ein heranwachsender, verantwortungsloser Junge.

»Nun, Randall?«

Er zuckte resigniert mit den Schultern und sagte: »Lilian – sie kommt zurück. Sie trifft nächste Woche in England ein. Ist das zu fassen?« Lilian war seine zweite Frau, die seit zehn Jahren zur Freude aller in Amerika lebte.

Diese Bombe – und es war eine Bombe – war eine große Belastungsprobe für Miss Digbys mühevoll eingeübte Sanftmut. Die Vertraute aller möglichen Leute zu sein bedeutete oft eine besondere Anstrengung für jemanden, der von Natur aus nicht mitfühlend oder flexibel war. Und so kam es, dass Miss Digby von Zeit zu Zeit leiden musste für die Befriedigung, die ihr die selbst auferlegte Rolle bereitete. Sie liebte ihre Mitmenschen nicht. Sich selbst liebte sie viel mehr, und wenn man einmal vom Königshaus absah, so hielt sie sich jedem anderen gegenüber für überlegen. Aber als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, hatte einmal jemand gesagt: »May kann so gut zuhören.«

Dieser beiläufige Satz hatte sie für den Rest ihres Lebens geprägt. Durch ihn war sie beeinflussbar und gelassen geworden. Ihre diskreten Mundwinkel kontrollierten die schwere Sinnlichkeit ihrer Wangen. Mittlerweile war sie alt, aber ihr Bruder und ihre Bekannten kamen immer noch, um ihr das Herz auszuschütten, brauchten immer noch ihren umsichtigen Rat und ihr nützliches Schweigen. Und sie selbst brauchte die Schmeicheleien wie das tägliche Brot. Ungeachtet dessen, dass sie und Randall tiefe Verachtung füreinander empfanden. Ungeachtet dessen, dass es oft sehr anstrengend war, eine Vertraute zu sein. Aber das sind alle Rollen, auch die weniger tatkräftigen. In diesem Moment,

bei der Erwähnung von Lilian, diesem abscheulichen Wesen, hätte sie gerne einen wilden Fluch ausgestoßen, die Hände in die Luft geworfen oder auf den Tisch geschlagen, denn sie und ihr Bruder waren sich ähnlicher, als sie beide glauben wollten. Stattdessen musste sie die Lippen zusammenkneifen, die Hände aneinanderdrücken und mit leiser Stimme und nur ein wenig erstaunt sagen: »Mein lieber Randall! Wie außergewöhnlich! Wann hast du es erfahren?«

»Erst gestern natürlich. Ich habe dir sofort telegraphiert, als ich ihren grotesken Brief gelesen habe. Du kannst ihn dir später auch ansehen.« Er war aufgesprungen und marschierte auf und ab, raupte sich die Haare und rutschte auf dem gebohnerten Fußboden und den Maten jedes Mal aus, wenn er eine scharfe Kehrtwende machte. Er gab eine lächerliche Figur ab. »Sie ist grotesk!«, schrie er. »Sie hat sich in den zehn Jahren kein Stück verändert. Nein – schlimmer, schlimmer. Du solltest ihren Brief lesen!«

»Aber warum? Warum kommt sie her? Nach so einer langen Zeit erscheint mir das sehr merkwürdig. Was ist mit ihrem Mann?«

»Lilian hat sich scheiden lassen«, erwiderte Mr. Digby, kam ruckartig vor seiner Schwester zum Stehen und machte eine weitausholende sarkastische Geste. »Das heißt, er hat sich natürlich von ihr scheiden lassen. Ich kann mir schon vorstellen, wie es wirklich war. Aber Lilian hat ja nie unrecht. Lügen – meine liebe May, ihr Brief ist voll davon. Du wirst ihn später selbst lesen – zwölf beidseitig beschriebene Seiten! Sie ist eine hochgefährliche Frau! Das habe ich ja schon immer gesagt, nur jetzt ist es noch schlimmer, sie ist ja schon über vier-



zig – zweiundvierzig –, ein hungriges Raubtier, das hinter mir her ist. Nun, ich sage es dir klipp und klar, May, ich werde mich aus dem Staub machen.«

»Randall, *setz dich hin!* Springst um halb zehn Uhr morgens so herum! Du benimmst dich völlig albern! Lilian ist keinesfalls hinter dir her. Blick doch einmal in den Spiegel, wenn du mir nicht glaubst. Du hast dich noch nie um deine äußere Erscheinung gekümmert, obwohl du durchaus noch gut aussehen könntest, wenn du dich nicht so vernachlässigt hättest. Aber wirklich, das ist doch lächerlich. Du machst dir etwas vor. Du bist ein alter Mann, Randall, und ein schäbiger dazu, du dummer Kerl, und du hast noch nicht einmal Geld. Lilian hat sicher sechs Mal so viel Geld wie du, oder sogar noch mehr. Warum – aus welchem Grund – sollte sie dir nachlaufen?«

Verärgert hatte Mr. Digby ihren Worten gelauscht, und als sie zu Ende gesprochen hatte, setzte er sich auf einen Stuhl und tippte mit dem Fuß auf den Boden. »Meine liebe May, du erstaunst mich. Gebrauch doch einmal deinen Kopf und denk nach – denk nur einen Moment lang nach. Natürlich hat sie Geld; sogar mehr, als sie ausgeben kann, möchte ich behaupten. Und was mein Alter angeht: Ich weiß, wie alt ich bin; ich weiß auch, wie ich aussehe.« Bei diesen Worten verzog er ein wenig das Gesicht von den Schmerzen, die ihm ihre Bemerkungen bereitet hatten. »Nein, nein, meine liebe May, sie will etwas anderes, etwas, das ich habe und sie nicht: Teresa.« Allein der Gedanke ließ ihn mit blitzenden Augen aufspringen. »Stell dir diese Schamlosigkeit vor! Das Kind, für das sie keinen Finger krumm gemacht hat – he? Und jetzt, *jetzt*, will sie auf einmal eine Mutter

sein. Amerika hat ihr Dollars beschert, aber kein eigen Fleisch und Blut. Nun, jetzt wird sie es auch nicht mehr bekommen, o nein, nicht von mir! Ganz gewiss nicht!« Miss Digby, die ihren Bruder seit Teresas viertem Lebensjahr in der Erziehung unterstützt hatte, sagte: »Ich verstehe deine Gefühle vollkommen, Randall. Ich empfinde genauso. Aber die ganze Angelegenheit kann doch sicher juristisch auf zivilisierte Art und Weise geregelt werden. Du brauchst dich nicht mit Teresa zu verstecken, wie du es anscheinend vorhast. In deinem Alter ist ein so melodramatisches Verhalten nicht mehr angebracht, Randall, und es kann Teresa nur schaden. Sie ist, weiß Gott, auch so schon melodramatisch genug. Nein, wirklich, Randall«, fügte sie in einem Anfall von Sturheit hinzu, »ich kann nicht dulden, dass du dich so aufführst – Teresa von der Schule nehmen lässt, Telegramme schickst, zu den unpassendsten Tageszeiten auftauchst und die Pferde scheu machst. Teresa beunruhigst du damit, und uns machst du lächerlich.«

»Teresa ist nicht dein Kind«, erwiderte er grob. »Sie ist meine Tochter. Ich schicke sie zur Schule oder nehme sie herunter, wann immer es mir passt.«

»Das wirst du nicht tun. Andernfalls will ich mit Teresa, dir und all deinen Angelegenheiten nichts mehr zu tun haben. Ich weiß, dass du aufgebracht bist, Randall, aber das entschuldigt deine Undankbarkeit nicht. Als Teresa klein war und du nicht mehr ein noch aus wusstest, hast du dich gefreut, dass ich mich ihrer angenommen habe. Ich glaube, du vergisst das, Randall. Ich glaube, du vergisst, dass ich immer mein Bestes für sie gegeben habe – ebenso wie für dich – und dass es mir nicht immer gelegen kam. Ich will gar nicht behaupten, ich sei wie eine

Mutter für sie gewesen – ein Kind hat nur eine Mutter, da mag man sagen, was man will. Aber ich habe ihr Zuneigung und ein Heim gegeben, hier ist sie aufgewachsen, und ich habe ihr Benehmen beigebracht. Es ist ungerecht, wenn du mir das alles jetzt vor die Füße wirfst, denn ich habe ebenso viel Interesse an ihr wie du.«

Ihr Gesicht rötete sich vor Empörung, ihr Bruder hatte ihre Gefühle ernsthaft verletzt.

Mr. Digby verzog beschämt das Gesicht und schnalzte mit der Zunge. »Natürlich bin ich dir dankbar, das weißt du. Ich brauche es doch nicht ausdrücklich zu betonen? Und was deine Ratschläge angeht – nun«, fügte er gestelzt hinzu, »deine Ratschläge waren mir, wie du weißt, immer lieb und teuer.« Dabei hatte er sich nie um ihre Ratschläge geschert. Sie war ihm in anderer Hinsicht wertvoll: Gedanken, Worte, Verdächtigungen, Taten, Absichten – ab und zu musste er sie einfach loswerden, und Miss Digby war eine zweckmäßige Empfängerin.

»Wenn du meinen Rat hören willst, gebe ich ihn dir, und danach werde ich schweigen. Lilian hat jedes Recht auf Teresa verwirkt. Das steht absolut fest. Du musst heute noch deine Anwälte aufsuchen. Leg die Angelegenheit in deren Hände und vergiss alles andere. Sie werden mit Lilian wesentlich besser fertig werden, als du es jemals könntest.«

Mr. Digby schwieg nachdenklich und tippte gegen seine Zähne. May beobachtete ihn zuversichtlich, den Kopf ein wenig schräg gelegt. In seinen Augen leuchtete heimliche Belustigung, aber er hielt die Lider gesenkt, und sie sah nur seine Hand und sein Profil. Als er sich ruckartig zu ihr umwandte, zuckte sie vor Überraschung zusammen. Er beschrieb einen weiten, verächt-

lichen Kreis mit seinem spindeldürren Arm und rief: »Anwälte! Was können Anwälte schon gegen Lilian ausrichten? Ich habe mit dieser Frau zusammengelebt, ich kenne sie. Ich kenne sie wie sonst niemand, und ich habe gelernt, sie zu fürchten. Anwälte! Da kenne ich einen besseren Trick!« Seine großen, strahlenden Augen, die Teresa geerbt hatte, sprühten Funken. Miss Digby betrachtete ihn aufmerksam. Sie wartete. Lächelnd beugte er sich zu ihr. »Ruth«, sagte er, fast flüsternd. »Teresa und ich werden Ruth besuchen.« Seine glühende Erregung brachte sie beide einen Augenblick zum Schweigen. Miss Digby schloss die Augen.

»Unmöglich«, murmelte sie. »Randall, du musst wahnsinnig sein.«

»Ja, wahnsinnig«, rief er und sprang erneut auf, »weil ich meine Haut retten will. Lass sie nur nach England kommen. Niemand wird sie daran hindern. Und was wird sie hier vorfinden? Nichts. Es wird keinen Streit geben, keine Worte, keine Erklärungen, nichts. Niemanden. Wir werden ausgeflogen sein. Und zwar nach Indien, May, nach Indien.«

Er lief zu einem Fenster und riss es auf. »Teresa«, rief er in den Garten. »Teresa, Teresa«, übertönte er ihre Antwort. »Komm her. Ich muss dich sprechen.« Dann wandte er sich zurück ins Zimmer und sagte ruhiger: »Es ist alles geklärt, May. Ich habe die Schiffspassage schon gebucht.« Seine Schwester zitterte, und für den Augenblick fehlten ihr die Worte.

Teresa kam ins Esszimmer und blieb in der Tür stehen. »Was ist los?«, stammelte sie nervös. Miss Digby fand endlich die Sprache wieder. Sie wandte Teresa ihren untersetzten Körper zu und erwiderte voll wütender Ver-

bitterung: »Ich glaube, dein Vater hat den Verstand verloren. Er will mit dir wegfahren – nach Indien.« Damit erhob sie sich und rauschte wie der leibhaftige Zorn Gottes aus dem Raum.

»Und?«, sagte Mr. Digby zu seiner Tochter.

»Und was?«, fragte sie und starrte ihn an.

»Was hältst du davon?« Wohlwollend erwiderte er ihren Blick.

»Fahren wir wirklich nach Indien?«

»Ja, natürlich. Hast du nicht gehört, was deine Tante May gesagt hat?«

»Brauche ich nicht mehr in die Schule zu gehen?«

»Nein.«

»Das freut mich.«

Mr. Digby, den seine überschwänglichen Gefühlsausbrüche vor der Zeit hatten altern lassen, sank erschöpft auf einen Stuhl und blickte mürrisch zum Kamin seiner Schwester, der von den Sommermonaten noch mit zerknülltem Papier und Ruß angefüllt war. Erneut tippte er sich an die Zähne. Stille herrschte im Raum. Teresa biss sich nervös auf die Unterlippe.

»Wir besuchen deine ältere Schwester Ruth«, sagte Mr. Digby schließlich. »Kannst du dich an Ruth erinnern?«

»Ja, ein bisschen. Aber nicht sehr gut.«

Ruth war Teresas Halbschwester, das Kind aus Mr. Digbys erster und beinahe glücklicher Ehe. Sie war seit acht Jahren mit dem Verwalter einer Teeplantage verheiratet, und keiner ihrer Verwandten wusste, ob es ihr gefiel, denn die Briefe, die sie nach Hause schrieb, waren ebenso trocken und kurz wie pflichtbewusst. Mr. Digby überlegte, ob er Teresa den Grund für ihre plötzliche

Flucht mitteilen sollte, beschloss dann aber, auf einen günstigeren Zeitpunkt zu warten – wenn sie unter einem anderen Dach wären. Die Dinge, die er seiner Tochter über Lilian erzählen wollte, wären ihm weniger unangenehm, wenn Miss Digby außer Hörweite war. Es war auf jeden Fall an der Zeit, dass er Teresa von ihrer Mutter berichtete – was für eine Frau sie war – und sie nachdrücklich vor ihr warnte. Obgleich zwischen Indien und England eine große Entfernung lag, wäre es eine weise Vorsichtsmaßnahme, auf die Teresa ein Recht hatte. Dann tat er etwas, was selten vorkam: Er blickte Teresa prüfend ins Gesicht, dachte nach und stellte erleichtert fest, dass er kaum etwas von ihrer Mutter an ihr entdeckte.